

Buchbesprechungen

Wolfgang Hirsch-Weber Politik als

Interessenkonflikt

Bonner Beiträge zur Soziologie» Band 6. Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1969. X, 282 S., kart. 39,— DM.

Mit der Studie Hirsch-Webers erscheint in der deutschen sozialwissenschaftlichen Literatur ein wichtiger Beitrag, der den Stellenwert der Interessenverbände im politischen Entscheidungsprozeß neu zu bewerten versucht. Da bisher keine geschlossene Theorie der Verbände in den politischen Wissenschaften vorgelegt wurde, versucht der Verfasser mit Hilfe des zur Beschäftigung mit Interessengruppen besonders anregenden Werkes von *Arthur F. Bentley: The Process of Government. A Study of Social Pressures.* (Evanston o.J.), „... einer Theorie der Interessengruppen vorzuarbeiten, ...“ (S. 3).

Bentleys berühmtes Buch, das erstmals 1908 erschien, eilte sowohl in der Theorie als auch in der Methode vielen politikwissenschaftlichen Untersuchungen seiner Zeit weit voraus. Bentley ist sowohl als Begründer der behavioristischen als auch der gruppentheoretischen Schule der Politologie anzusehen und rechnet gleichermaßen zu den Vorläufern der Rechtssoziologie.

Hirsch-Weber beschäftigt sich in seiner sorgfältigen werkkritischen Studie mit dem oben angeführten Bentley'schen Hauptwerk; seine Zielsetzung besteht unter anderem darin, Bentleys Weigerung, sich mit psychischen Inhalten abzugeben sowie seine grundsätzliche Unterscheidung zwischen manifestem und potentiell dem Handeln zu prüfen. Außerdem untersucht der Verfasser, ob die Forderung nach Meßbarkeit aller Daten der Sozialwissenschaften illusorisch ist, und ob das historische Individuum und seine Taten restlos durch die soziale Gruppe erklärt werden kann, der es angehört. Er erörtert ferner die Bentley'sche Forderung, normative Überlegungen aus der politischen Wissenschaft auszuschalten.

Eine besondere Bedeutung nimmt die Erörterung des Begriffs des Interesses ein. Hirsch-Weber gebührt das Verdienst, daß er die teil-

weise widerspruchsvollen Thesen Bentleys in einem systematischen Zusammenhang bringt und sie schließlich mit den Ergebnissen neuerer empirischer Studien konfrontiert. Sein Buch korrespondiert im Aufbau mit der wissenschaftstheoretischen Absicht des „Process“; nach Bemerkungen zur Biographie behandelt das zweite Kapitel: Politikwissenschaft als Beschreibung menschlichen Handelns, das dritte: Das Interesse, das vierte: Die Gruppen, das fünfte: Legislative, Exekutive, Justiz; in einem sehr nützlichen Appendix führt Hirsch-Weber verkürzt wichtige Beiträge von *Pendleton Herring, Odegard, Schattschneider, Riggs* und *Latham* an.

Bentleys Bild des „Process of Government“ ist das eines immerwährenden Konfliktes von Gruppen. Die Staatsorgane sind weniger Schiedsrichter, die sich am öffentlichen Interesse oder an anderen Prinzipien, z. B. Machtausübung als Selbstzweck, orientieren, sondern vielmehr Medien, durch welche die Interessengruppen ihre Interessen zu verwirklichen suchen. Die Regierung ist ein Instrument der Gruppen. Hiergegen wendet Hirsch-Weber kritisch ein, daß die Handlungen der Gruppen keinesfalls nur interessengebunden seien, denn es bestehe eine wechselseitige Abhängigkeit zwischen den Konflikten der Gruppen (Art, Inhalt und Umfang) und den allgemeinverbindlichen Werten der Gesellschaft. Er gelangt zu dem Ergebnis, daß die ahistorische behavioristische Interpretation des politischen Prozesses lediglich als eine Auseinandersetzung zwischen den gesellschaftlichen Gruppen den spezifischen politischen Faktoren des gesellschaftlichen Lebens nicht gerecht wird; sie sei auch nicht in der Lage, die mit „Konstruktionen von Interessenlagen und Interessensektoren operierende Schichttheorie“ (S. 210) oder die Theorie der sozialen Klassen zu ersetzen.

Auch die staatlichen Organe sowie Gesetz und Rechtsprechung sind nach seiner Erkenntnis mehr als bloße Resultanten gesellschaftlicher Auseinandersetzungen. „Im Gefüge eines sozialökonomischen Verbändewesens manifestieren sich gesellschaftliche Eigentums- und Machtverhältnisse, aber auch die Verfassung und die Gesetze des Staates.“ (S. 214) Hierbei gibt es jedoch keine einlinige Determination. „Selber durch gesellschaftliche Faktoren bedingt, kanalisieren formale staatliche Strukturen und politische Herrschaftsverhältnisse ökonomische und soziale Prozesse“ (S. 213), d. h. das gesellschaftliche Aktionsfeld ist nicht nur sozial, sondern auch politisch strukturiert. „Die Interessenverbände wirken auf die Staatsorgane ein, aber sie sind gleichzeitig gezwungen, sich ihnen anzupassen.“ Interessengruppen werden durch das politische System, in dem sie leben, mitgeformt.

Als eine wesentliche Unzulänglichkeit der Bentley'schen Beschreibung des politischen Prozesses sieht der Verfasser deren Ungeschicht-

lichkeit und Indifferenz gegenüber dem Faktor der gesellschaftlichen Macht an. Denn „der Kampf der Interessengruppen findet nicht auf neutralem Terrain statt; so richtig es ist, daß Regierungsformen soziale und ökonomische Grundlagen haben, sie erwachsen auch aus Bedürfnissen des Erwerbs sowie der Behauptung politischer Macht“. (S. 213) In diesem Sinne sei es auch eine Leerformel, wenn Bentley und vor allem seine Nachfolger von einem „Mechanismus“ des gesellschaftlichen Gleichgewichts sprechen, der empirisch nicht nachweisbar sei. Zudem sei das von Bentley vorausgesetzte zweckrationale Verhalten der Verbände angesichts der Undurchsichtigkeit des politischen Prozesses — zumal bei der unterschiedlichen Möglichkeit des Zugangs der Gruppen zu wesentlichen Informationen und zu deren optimaler Auswertung — nicht vorauszusetzen. (S. 214)

Bentleys behavioristischer Ansatz bedeutete einen entscheidenden Fortschritt gegenüber den spekulativen Methoden seiner Zeit. Doch sein Postulat der grundsätzlichen Ausklammerung der psychischen Daten — nur das der Beobachtung unmittelbar zugängliche, manifeste Handeln darf Gegenstand der Wissenschaft sein, das Bentley jedoch durch die Einführung der Begriffe von der „Tendenz zum Handeln“ und vom „Sprachverhalten“ modifiziert — verstellt ihm die Einsicht in eine differenziertere Analyse des gesellschaftlichen Lebens.

Dieser Bentleyschen Einschränkung begegnet Hirsch-Weber in einem längeren wissenschaftstheoretischen Exkurs. Er kommt zu der Feststellung: Fremdpsychisches entzieht sich zwar der unmittelbaren Beobachtung und ist im strengen Sinne nicht verifizierbar. Es „kann aber mit intersubjektiv konfirmierbaren Sätzen beschrieben werden“; wenn dies jedoch der Fall ist, „brauchen Erkenntnisse der Sozialpsychologie und der Geistesgeschichte nicht als unwissenschaftlich deklariert zu werden“. (S. 204) Dieser Ansatz ermöglicht es erst, Aussagen über gesellschaftliche Normen, Haltungen, Motivationen usw. zu machen. Auf dieser Grundlage kommt der Verfasser auch zu der wesentlichen Differenzierung des Begriffes Interesse, das ein Interessiertsein (Interesse als Anteilnahme) wie auch Urteile über eigenen und fremden Nutzen bezeichnen kann (Interesse als Nutzen) (S. 207).

Diese knappen Ausführungen konnten nur einige Aspekte der kritischen Analyse Hirsch-Webers skizzieren. Der sozialwissenschaftlich Interessierte wird das umfangreiche Werk, das die widerspruchsvollen Thesen Bentleys systematisch verarbeitet, den Einfluß deutscher Sozialwissenschaftler auf die amerikanische Sozialwissenschaft deutlich macht und verdienstvollerweise in Deutschland schwer zugängliche Quellen im Anhang enthält, mit großem Gewinn selbst durcharbeiten müssen.

Dr. Jürgen Zerche

Arnold Künzli

Über Marx hinaus

Beiträge zur Ideologiekritik. Verlag Rombach, Freiburg i. Br. 1969. 206 S., Ln. 28,— DM.

Dieses Buch enthält Aufsätze, die zwischen 1965 und 1969 abgefaßt wurden. Zum Teil handelt es sich um Vorträge, die der Dozent für politische Philosophie an der Universität Basel im Rahmen von Begegnungen zwischen Marxisten und Nicht-Marxisten gehalten hat, und zum Teil um Beiträge, die aus je konkreten Anlässen heraus in Zeitschriften erschienen sind. Diese Konzeption des vorliegenden Werks muß deshalb erwähnt werden, weil sonst Maßstäbe angelegt werden könnten, die der Arbeit nicht gerecht würden.

Der Bogen, um den die einzelnen Beiträge kreisen, ist sehr weit gespannt. Er reicht von „Geschichte und Verantwortung im Marxismus heute“ über die Frage betrieblicher Selbstverwaltung und „Mutmaßungen über Mao“ bis zu Theorie und Praxis der „Neuen Linken“. Ohne Disparates in eine fragwürdige Einheit zu pressen, sind die Aufsätze durch ein gemeinsames Motiv zusammengehalten. Künzli nennt seine Arbeiten im Untertitel „Beiträge zur Ideologiekritik“. Das verweist auf die praktische Absicht — das politische Engagement —, die dem Buch immanent ist. In Anlehnung an einen vorwiegend vom Geist der Aufklärung geprägten Ideologiebegriff wird Künzlis Denken — auf eine knappe Formel reduziert — durch die Inkongruenz zwischen dem theoretischen Anspruch und der praktischen Leistung von Marxens Denken in Atem gehalten. In der zumeist pointierten Kritik an den Deformationen eines marxistisch orientierten Sozialismus ist noch der humanistische Impuls lebendig, der — bei Marx selber nur unzureichend in die Selbstreflexion miteinbezogen — dessen eigene Kritik an der bürgerlich-kapitalistischen Ideologie gespeist hatte.

Die für das Verständnis von Künzlis Arbeiten wahrscheinlich entscheidendsten Thesen stehen auf Seite sieben. Ausgehend von der Tatsache, daß die Auseinandersetzung mit Marx seit der Jahrhundertmitte Ausmaße angenommen hat, „die es einem einzelnen längst unmöglich machen, einen Überblick über die Flut von Publikationen zu wahren“, glaubt Künzli darin „eine fundamentale Krise des Marxismus in Theorie und Praxis“ zu sehen. Ja er zieht sogar in Erwägung, zwischen dieser Krise und der umfangreichen Marx-Beschäftigung einen ursächlichen Zusammenhang zu sehen. Diese etwas globale These — „global“ deshalb, weil es schwerfallen dürfte, die äußerst heterogene, von den verschiedensten Motiven diktierte Sekundärliteratur damit zu erfassen — wird in insgesamt elf Beiträgen am konkreten Beispiel zu erhärten versucht.

In „Geschichte und Verantwortung im Marxismus heute“ setzt Künzli sich mit der von Marxisten lange Zeit vernachlässigten Frage der Ethik auseinander. Seine Kritik richtet sich vor allem gegen jene ökonomistisch verkürzte Geschichtsphilosophie, die — sofern sie aus den Widersprüchen zwischen „materieller Basis“ und „ideellem Überbau“ quasi automatisch die proletarische Revolution hervorgehen sieht — den einzelnen von personaler und kollektiver Verantwortung zu dispensieren neigt. In der in den letzten Jahren allmählich erfolgten stärkeren Hinwendung einzelner Marxisten zu *Kant* und zur Existenzphilosophie werden Ansätze gesehen, zentrale Positionen in Marx' Denken zu revidieren und so auch den Dialog mit anderen philosophischen Strömungen zu ermöglichen.

In „Mutmaßungen über Mao“ arbeitet Künzli namentlich die Differenz zwischen Marxens und Maos Verständnis der Dialektik heraus, während in „Fünfzig Jahre Sowjetunion“ an drei Beispielen exemplifiziert wird, daß die Oktoberrevolution zu Unrecht als „marxistisch“ qualifiziert wird. Erstens erfolgte diese Revolution in einem Land, das 1917 am Zusammenbrechen war und in dem eine Umwälzung der Herrschaftsverhältnisse auch ohne *Marx* und *Lenin* erfolgt wäre; zweitens handelt es sich gleichsam um eine „proletarische Revolution ohne Proletariat“, und drittens hatten Marx und Lenin die Errichtung des Sozialismus auch von der Weltrevolution abhängig gemacht. Später, in dem nach dem Überfall auf die CSSR geschriebenen Aufsatz, folgert Künzli: „Die heutige Auseinandersetzung zwischen Rußland und Europa über den ‚wahren Sozialismus‘ ist nur ein zeitbedingter Aspekt einer weit älteren Auseinandersetzung zwischen Orient und Okzident.“ Diese These wird an zwei geschichtlichen Ereignissen — der Aufteilung des römischen Reiches und des kirchlichen Schismas im 4. Jahrhundert sowie der Mongolenherrschaft — näher begründet.

In eine andere Problematik führen die Aufsätze „Selbstverwaltung im Getto“, „Das Prinzip Verzweiflung“ und „Die neue Linke und das ‚Prinzip Negation‘“, in denen es Künzli letztlich um den Nachweis geht, daß die aktuelle politische und gesellschaftliche Situation mit dem begrifflichen Instrumentarium Marxens kaum mehr zu erfassen ist. Dabei kreisen seine Gedanken häufig um den Systemcharakter von Marx' Lehre. Der fatalen Tendenz zur „Totaltheorie“, die dieser Lehre innewohnt, entspringt letztlich der Impuls von Künzlis Kritik. „Die Sozialisten“, postuliert er, „müssen vor Karl Marx wieder den aufrechten Gang lernen und den Mut zum autoritätsfreien, autonomen Gebrauch ihrer Vernunft wiederfinden.“

Künzlis Absicht würde verfehlt, richtete die Kritik sich gegen dieses oder jenes Detail seiner Arbeiten, die in einem bewußt aperçu-

haften Stil abgefaßt sind. Daher muß der Rezensent versuchen, das Ganze — die philosophische Grundhaltung — auf den Begriff zu bringen. Und da scheint mir nur, daß Künzli, wo er die Marx'sche Theorie aus den Angeln zu heben versucht, sich primär auf jene heilsgeschichtlichen und zeitbedingten Momente im Denken von Marx stützt. Diese Momente leugnen oder unterschlagen zu wollen, wäre nicht nur unredlich, sondern auch naiv. Trotzdem — oder gerade deswegen — stellt sich die Frage, ob Denker vom Rang eines *Kosik*, *Markovic* oder auch *Negt*, die in Künzlis Arbeit aufgeworfenen Probleme keineswegs ignorieren und dennoch in der Marx'schen Tradition stehen, sich nicht dieser Art Ideologiekritik entziehen.

Es sei noch erwähnt, daß die Aufsätze „Fünfzig Jahre Sowjetunion“ und „Rußland und Europa“ zuerst in dieser Zeitschrift (Dezember 1967 bzw. November 1968) veröffentlicht wurden.

Dr. Karl Kränzle

Georgi K. Schukow

Erinnerungen und Gedanken

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1969. 692 S., 32 S. Abbildungen und 10 Karten, Ln. 28,— DM.

Zweimal hat der dreifache Held der Sowjetunion Marschall Georgij Konstantinowitsch Schukow den Sturz von den Höhen des Ruhmes erlebt und überlebt. Das erste Mal verschwand er aus dem Rampenlicht, als *Stalin* im Sommer 1946 den Eroberer Berlins und Verteidiger Moskaus, Leningrads und Stalins von seinen Posten als Oberbefehlshaber der Besatzungsarmee in Deutschland und Vertreter der Sowjetunion im alliierten Kontrollrat abberief. Schukows politisches „come back“ begann erst nach Stalins Tod. Es führte ihn als Freund und — möglicherweise — Rivalen *Chruschtschows* ins Präsidium des ZK der KPdSU und auf den Posten des Verteidigungsministers. Sein Eingreifen soll die von *Malenkow* und *Molotow* erzwungene Absetzung Chruschtschows rückgängig gemacht und zum Sturz der Altstalinisten geführt haben. Damals, im Jahre 1957, gab es wilde Spekulationen über Schukows politische Ambitionen und die professionellen Kremologen orakelten, nun breche für die Sowjetunion das Zeitalter des Bonapartismus an. Drei Monate später war Schukow all seiner Partei- und Regierungsämter enthoben. Er wurde beschuldigt, die Kontrolle der Streitkräfte durch die Partei abgelehnt und einen Kult um seine Person gepflegt zu haben. Kurz darauf übte Schukow in der *Prawda* öffentlich Selbstkritik. Erst nach Jahren, zu seinem siebenzigsten Geburtstag, wurde er wieder öffentlich gefeiert — Siebzigjährige sind politisch zumeist nicht mehr gefährlich. Im vergangenen April schließlich wurde be-

kannt, daß der nun Zweiundsiebzigjährige einen Schlaganfall erlitten hatte und seither fast erblindet und teilweise gelähmt ist. Etwa zur gleichen Zeit wurde auf die bevorstehende Veröffentlichung seiner Memoiren hingewiesen, die nun auch auf deutsch vorliegen.

Ober Schukows hier kurz umrissenes Nachkriegsschicksal aber schweigen diese Memoiren. Der Autor berichtet in epischer Breite über sein Leben von den Anfängen als Bauernsohn und Kürschnerlehrling bis zu seiner Abberufung aus Berlin, die er auf der letzten Seite in einem Satz erwähnt.

Die Neugier der Militärexperten können diese Memoiren auch nicht befriedigen. Obgleich Schukow stellenweise bis zur Ermüdung die Operationen einzelner sowjetischer Truppenteile während des Krieges darstellt, ergibt sich kein Bild der sowjetischen Strategie und Taktik. Für den Historiker dagegen sind die Memoiren interessant — und sei es auch nur im Hinblick auf eine Anmerkung, mit der Schukow die gesamte sowjetische Geschichtsschreibung, einschließlich seiner eigenen, relativiert:

„Nun kommt es bei uns recht häufig vor, daß sehr wichtige Dokumente aus dem Gebiet der Geschichtsforschung verschwinden, je nachdem, von wem und wann sie geschrieben oder gedruckt worden sind. Als wahre Offenbarungen werden manchmal Gedanken und Urteile über die Vorkriegszeit empfunden, die aus indirekten Quellen und nachträglichen Überlegungen resultieren, obwohl die gleichen Gedanken und vor allem die gleichen Fakten sich in Büchern finden, die man sich ohne weiteres in Bibliotheken besorgen kann.“

Dieser Hinweis erklärt einige Passagen der Erinnerungen, die auf den ersten Blick geradezu gewagt anmuten, wie etwa der Hinweis, daß der nach einem der großen Schauprozesse der dreißiger Jahre hingerichtete *Kamenew* während des Bürgerkrieges zeitweise Oberbefehlshaber der Roten Armee war und daß der verfeimte *Leo Trotzki* in dieser Zeit hohe Positionen innehatte und mit *Lenin* korrespondierte. Vorsichtshalber ist in einer Fußnote gleich angemerkt, wo in Lenins Gesamtwerk das nachzulesen ist. Auch macht Schukow kein Geheimnis daraus, daß er den gleichfalls hingerichteten General *Tuchatschewski* hoch geschätzt hat, der übrigens — laut Schukow — bereits 1936 vor einem deutschen Angriff gewarnt haben soll. Nicht erwähnt wird, daß der Autor selbst von Tuchatschewskis Politik der Zusammenarbeit von Reichswehr und Roter Armee profitiert hat und mit großer Wahrscheinlichkeit zu Beginn der dreißiger Jahre an einem Generalstabskurs der Reichswehr teilgenommen hat. Ober die Säuberung der Armee geht er mit folgendem — sagen wir Understatement — hinweg:

„Um so widerwärtiger waren 1937 die unbegründeten Verhaftungen in der Armee. Sie entsprachen weder dem Wesen der Gesellschaftsordnung noch der Situation. Verhaftet wurden namhafte Militärs, was sich selbstverständlich irgendwie auf die Entwicklung unserer Streitkräfte auswirken mußte.“

Daß es sich damals nicht nur um „Verhaftungen“, sondern um die Hinrichtung vieler tausend hoher und mittlerer Offiziere gehandelt hat, erwähnt Schukow ebensowenig wie den Verantwortlichen für die Ereignisse. Da er kaum damit gerechnet haben kann, daß diese Dinge vergessen sind, folgt wohl, daß sein *Stalin-Bild* nicht, wie vielfach behauptet, positiv ist. Es ist vielmehr ambivalent. Er klagt Stalin nirgends ausdrücklich an, doch aus mancherlei Zusammenhängen geht hervor, daß er ihn für viele Fehler der sowjetischen Politik vor und während des Krieges verantwortlich macht.

Immerhin finden sich in Schukows Bericht Passagen, aus denen hervorgeht, daß Stalin zeitweise ebenso sinnlose Durchhalte- und Angriffsbefehle gab, wie wenige Jahre später Hitler und daß er sich gelegentlich über die Ratschläge seiner Generale ebenso hinwegsetzte wie dieser. Dagegen verteidigt Schukow den Stalin-Hitler-Pakt von 1939.

Obgleich Schukow sich lobend über einzelne Waffen der Sowjetunion in jener Zeit äußert, etwa die als „Stalinorgeln“ bekanntgewordenen Katjuscha-Raketen und den Panzer vom Typ T 34, macht er kein Hehl daraus, daß die Sowjetunion im Sommer 1941 ungenügend ausgerüstet war. Er bestätigt auch die Behauptung, daß Stalin praktisch bis zum letzten Augenblick die zahlreichen und deutlichen Hinweise auf einen unmittelbar bevorstehenden deutschen Angriff nicht glauben wollte. Über die alliierte Hilfe für die Sowjetunion geht Schukow mit großer Zurückhaltung hinweg.

Nach der Lektüre seiner Memoiren kann man sich außerdem des Eindrucks kaum erwehren, der Vorwurf, Schukow habe einen Kult um seine Person getrieben, sei nicht ganz unberechtigt. So taucht etwa sowohl im Zusammenhang mit Stalingrad als auch mit der Eroberung Berlins der Name des Generals *Tschuikow*, der in beiden Fällen entscheidende Operationen leitete, nur ganz am Rande auf.

Wie eine Absicherung nach allen Seiten hingegen lesen sich die wiederholten Beteuerungen, daß der sowjetische Sieg ohne das Wirken der Partei nicht errungen worden wäre. So sind Schukows Erinnerungen eine Mischung aus Tatsachenbericht und Hagiographie. Als historisches Dokument freilich sind sie insofern interessant, als sie den Stand der sowjetischen Geschichtsinterpretation illustrieren.

Marianne Regensburger

Fritz Baade

Dynamische Weltwirtschaft

Mit 50 Schaubildern im Text und 32 z. T. farbigen Kunstdrucktafeln. Paul List Verlag, München 1968, 520 S., Ln. 36,— DM.

Wollte man Baades neuestes Buch als ein Vermächtnis bezeichnen, man würde dem 77-jährigen weltoffenen, streitbaren und vitalen Gelehrten nicht gerecht. Fritz Baade ist heute noch ebenso aufgeschlossen, phantasievoll und angriffslustig wie vor zehn oder zwanzig Jahren, und niemand vermag vorherzusagen, mit welcher aufsehenerregenden Äußerung er demnächst wieder in der Presse erscheinen wird. Und dennoch ist seine „Weltwirtschaft“ eine Bilanz, die Bilanz eines Wissenschaftlerlebens, das sich durch 40 Jahre mit einem umfassenden Themenkreis beschäftigt hat. Dabei ist dieses Buch nicht etwa eine bloße Geschichte der weltwirtschaftlichen Verflechtungen. Es begnügt sich auch nicht damit zu zeigen, was heute ist. Was er als „dynamische Betrachtungsweise“ apostrophiert, ist der Ausblick in die Zukunft, das Herausarbeiten von Entwicklungstendenzen. So bringt er das weltweite Bevölkerungswachstum in Beziehung zum Erzeugungspotential für Nahrungsmittel, zu den Rohstoffreserven, den Energieträgern und dem Ausbau der Verkehrswege und schließt damit den weltwirtschaftlichen Komplex.

Aber ganz abgesehen von diesen großen Teilthemen des Buches zeigt der Verfasser gerade an zahllosen Einzelbeispielen das Leben und die Dynamik in der Gütererzeugung und in ihrem Austausch und den ständigen Wechsel des weltwirtschaftlichen Bildes. Die ungeheure Ausstrahlungskraft des modernen industriellen Zeitalters auf alle Zweige des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens wird zum Beispiel deutlich in der Tatsache, daß frühere typische Agrarexportländer der heute von typischen Industrieländern mit deren Nahrungsmittelüberschüssen ernährt werden. Es zeigt sich der enge Zusammenhang zwischen Volksbildung, Wissenschaft, Technik und Landwirtschaft, und es sind ganz besonders solche Zusammenhänge und Wandlungen, die Baade deutlich macht, wenn er, um nur ein Beispiel zu erwähnen, auf die Änderung der Ernährungsgewohnheiten, die wachsende Rolle von Futtermitteln an Stelle des einfachen Nahrungsgereides zur Erzeugung höherwertiger Verbrauchsgüter hinweist.

Faszinierend ist auch der zweimalige Wiederaufstieg der in zwei Kriegen dezimierten europäischen Wirtschaft zu immer größerer Leistungsfähigkeit. Vor allem das „deutsche Wirtschaftswunder“ wird von ihm in all seinen Phasen von *Morgenthau* über *Marshall* bis *Erhard* und in seinem weltwirtschaftlichen Zusammenhang rekapituliert.

Endlich sei noch auf einen Komplex aus der Fülle des Materials hingewiesen. Baade gibt im Rahmen der Energiewirtschaft den Wasserkräften die erste Priorität. Er tut das u. a. im Hinblick darauf, daß bei der Zählung der Flüsse auf unserer Erde zum Zweck des Bodenschutzes und der Bewässerung (auf beides kann die Welternährungswirtschaft im Jahre 2000 nicht verzichten) als „Abfallprodukt“ unerschöpfliche Energie anfällt. Er führt mit diesem Beispiel verdienstvollerweise den Leser wieder auf den Boden zurück, auf dem wir leben und mit dem wir auch in Zukunft werden leben müssen.

Baades Bücher und Analysen sind bekanntermaßen optimistisch. Das hat ihm manchmal Kritik eingebracht. Es wäre indessen verfehlt, ihn der Verniedlichung unserer Probleme zu bezichtigen. Wer sein Buch aufmerksam liest, findet in der Tat eine Fülle ernstlicher Warnungen, die zu beherzigen dem Wirtschaftspolitiker wohl anstünde.

Dr. Wolf Donner

Gajo Petrovič(Hrsg.)

Revolutionäre Praxis

Jugoslawischer Marxismus der Gegenwart. Ins Deutsche übertragen von Karl Held. Sammlung Rombach K.F. Band 3. Verlag Rombach, Freiburg i. Br. 1969. 280 S., Ln. 29,— DM.

Die jugoslawischen Marxisten sind heute wieder die einzigen in Osteuropa, das Banner eines schöpferischen, undogmatischen, humanistischen und demokratischen Sozialismus hochzuhalten — und hochhalten zu dürfen. Endlich kann sich nun auch ein breiteres Publikum mit dem Denken dieser jugoslawischen Marxisten vertraut machen, da in deutscher Übersetzung eine von *Gajo Petrovič* besorgte Anthologie von Aufsätzen erschienen ist, deren Verfasser alle zum Kreis um die in Zagreb erscheinende philosophische Zeitschrift *Praxis* gehören.

Eine Einleitung von Gajo Petrovic und ein Anhang mit Dokumenten über die Entwicklung der Zeitschrift *Praxis* geben Auskunft darüber, warum diese Zeitschrift — die auch in einer internationalen Ausgabe erscheint — 1964 gegründet wurde, wofür und wogegen die Praxis-Gruppe kämpft und auf welche Schwierigkeiten politischer Natur sie dabei gestoßen ist. Gajo Petrovič sagt es kurz und bündig, wenn er die *Praxis* als „Organ des internationalen Anti-Stalinismus und des schöpferischen Marxismus“ vorstellt. Da auch Jugoslawien bis 1948 eine Periode des Stalinismus erlebte, erblickten es die jugoslawischen marxistischen Philosophen als ihre primäre Aufgabe, aus der Konkursmasse des Stalinismus die authentische Philosophie von *Marx* zu retten: „In allen Bereichen der Theorie

und Praxis wurde der ‚wahre Marx‘ gesucht, jedoch nicht, um bei ihm stehenzubleiben, sondern um von ihm ausgehend vorwärts zu schreiten.“ Dabei wurde der humanistische Gedanke von Marx wieder aufgenommen, man begann über die Probleme des Menschen, der Praxis, des Schöpferischen, der Freiheit, der Entfremdung zu diskutieren und sich intensiv auch mit der zeitgenössischen nichtmarxistischen Literatur zu beschäftigen. Während sich in Belgrad eine mehr positivistische, vor allem an der amerikanischen und englischen Philosophie orientierte Richtung entwickelte — die in der vorliegenden Anthologie kaum vertreten ist —, pflegte man in Zagreb mehr die deutsche und in Ljubljana mehr die französische Philosophie.

Entscheidend war also zunächst der Gedanke, daß man den Stalinismus primär auf philosophischem Gebiete und mit Hilfe einer neuen Philosophie überwinden müsse. So entstand die *Praxis* aus der „Einsicht, ... daß die Welt von heute ohne ein adäquates philosophisches Denken aus der Sackgasse, in der sie steckt, nicht herausfindet“. Man wollte eine Zeitschrift, „in der die Philosophie der Gedanke der Revolution sein soll, rücksichtslose Kritik alles Bestehenden, humanistische Vision einer wirklich menschlichen Welt, inspirierende Kraft revolutionären Handelns“. Leitend war dabei der Gedanke, „daß die Philosophie, wenn sie zum Wesen unseres täglichen Daseins vordringen will, sich nicht scheuen darf, sich von der Alltäglichkeit scheinbar zu entfernen und in die Tiefen der ‚Metaphysik‘ zu versenken“. Dabei suchte man den Dialog auch mit Nichtmarxisten — denen man die Spalten der *Praxis* ebenfalls öffnete —, da „marxistischer Dogmatismus manchmal schädlicher ist als offener Antimarxismus und... das Marxsche Denken nur dann lebendig bleibt, wenn es als Quelle der Inspiration und nicht als Ersatz für selbständiges Denken dient“.

Da man mit dem Marxschen Gedanken der rücksichtslosen Kritik alles Bestehenden Ernst machte, konnte es nicht ausbleiben, daß man in Konflikt mit dem eigenen, jugoslawischen „establishment“ geriet. In welche Schwierigkeiten die *Praxis* dabei geriet, kann in der Anthologie nachgelesen werden. Es wurde sogar behauptet, die *Praxis* wäre ein Gegner der Arbeiterselbstverwaltung, was diese mit der Feststellung parierte, nicht sie, sondern der Stalinismus, der „kein Marxismus, sondern dessen Negation“ sei, bekämpfe die Selbstverwaltung, die Demokratisierung und die Humanisierung der gesellschaftlichen Beziehungen: „Dem schöpferischen Marxismus, wie ihn die *Praxis* vertritt, liegt der Gedanke der Autonomie des Menschen und der Selbstverwaltung zugrunde.“

Zwischen Weg und Ziel besteht für diese jugoslawischen Marxisten eine dialektische

Wechselbeziehung. Sie sagen einer bloß instrumentellen Vernunft ab, die sich zur Magd der Politik erniedrigt. *Veljko Korać* leitet die Anthologie mit einem „Lob der philosophischen Vernunft“ ein, deren Kennzeichen es sei, die Grenzen des menschlichen Geistes zu transzendieren, ohne aber mit dem Anspruch aufzutreten, über die absolute Wahrheit zu verfügen.

Mihailo Marković untersucht die Frage nach dem Sinn des Lebens und stellt jeder Epoche die immer wieder neue Aufgabe, „eine Synthese der Liebe und der Revolte, der Ruhe und der Unruhe, der Ordnung und der Unordnung, der Tradition und des schöpferischen Neuen“ zu schaffen. Für *Milan Kangrga* lautet die Alternative Marxismus oder Positivismus, wobei er unter Positivismus primär die Sowjetphilosophie versteht. Marx habe den Menschen nicht als fixes Wesen betrachtet, sondern danach gefragt, was er werden könne. Er sah den Menschen also von der Zukunft her und trug ihm die radikale Negation des Bestehenden auf, damit er zu sich selbst kommen und seine Entfremdung überwinden könne. Radikale Negation heißt aber nicht Vernichtung alles bisher Erreichten, da dies zum Nihilismus führen würde.

Mihailo Djurić glaubt, daß für Marx „die Geschichte kein Endziel und keinen ihr immanenten Sinn haben kann und daß sich in ihr nicht irgendein verborgener Plan des Weltgeistes offenbart“, aber er bemängelt die Unklarheit der Marxschen Revolutionstheorie. *Predrag Vranicki* übt scharfe Kritik an allen Versuchen, den Marxismus in ein unfehlbares Dogma zu verwandeln. Es könne überhaupt keine einzig richtige marxistische philosophische Konzeption geben, denn „es ist völlig verständlich, daß jede Epoche *ihren* Marx hat“.

Danko Grlic meint ebenfalls, es sei „völlig absurd, im Namen von Marx hartnäckig und bis ins letzte Detail auf dem zu beharren, was Marx irgendwann zu einer bestimmten Gelegenheit geschrieben oder gesagt hat“. Wie läßt sich das marxistische Denken überhaupt weiterentwickeln, wenn man in einigen Fragen nicht auch andere Gedanken haben darf als die von den „Klassikern“ geäußerten? In einigen Fällen sind die Ansichten von *Marx*, *Engels* und *Lenin* veraltet. Auch *Rudi Supek* setzt sich philosophisch mit dem Stalinismus auseinander und stellt fest, daß die Negation des Bestehenden nicht genüge, sondern begleitet sein müsse vom positiven Aufbau einer sozialistischen Gemeinschaft. *Miladin Živočić* kritisiert die positivistische Wendung der Dialektik, die im Stalinismus zum Tode der Dialektik geführt habe.

Gajo Petrović plädiert für ein freies Schöpfertum, dessen Voraussetzung die Verantwortlichkeit ist, die er als Antwort auf den Ruf

aus der Zukunft versteht. *Ljubomir Tadić* untersucht mit Hilfe von *Max Weber* das Phänomen der Bürokratisierung und stellt dieser als Alternative die rationale, demokratische Selbstverwaltung gegenüber. *Branko Bosnjaks* Beitrag ist dem Thema „Sozialismus und Religion“ gewidmet, der Religion, die er als Flucht aus der Welt auffaßt, stellt er den sozialistischen Humanismus entgegen, dessen Ziel die Humanisierung des gesamten Daseins ist. *Andrija Kresić* schließlich tritt für eine Abschaffung der Politik im bisherigen Sinne ein, da u. a. der Krieg eng mit der Politik verknüpft sei. Diese Abschaffung der Politik nennt er eine „Sozialisierung der Politik“, die aber nur von frei assoziierten Personen in einer unmittelbaren gesellschaftlichen Selbstverwaltung realisiert werden könne.

Mit diesen im Telegrammstil verfaßten Hinweisen konnte nur eben angedeutet werden, um welche Fragen das Denken dieser jugoslawischen Marxisten — alles Universitätsdozenten — kreist. Manche Thesen mögen zum Widerspruch herausfordern, aber da die Praxis-Gruppe einen offenen Marxismus vertritt, der den Dialog mit Andersdenkenden sucht, würde sie solchen Widerspruch nur begrüßen. Die vorliegende Anthologie ist zweifellos eines der interessantesten Dokumente aus dem Lager des zeitgenössischen Marxismus und verdient Beachtung weit über den engeren Kreis der an der Marxismusdiskussion Beteiligten hinaus. *Dr. Arnold Künzli*

Helmut Schmidt

Strategie des Gleichgewichts

Seewald Verlag, Stuttgart 1969. 328 S., Ln. 19,80 DM.

Helmut Schmidt vertritt die (sachlich richtige) Auffassung, die Verteidigungspolitik dürfe nicht isoliert gesehen werden; sie stehe in unmittelbarem Bezug zu allen anderen politischen Ressorts. Von dieser Grundhaltung geht Helmut Schmidt auch in seinem dritten Buch mit dem Titel „Strategie des Gleichgewichts/Deutsche Friedenspolitik und die Weltmächte“ aus. In 72 Kapiteln behandelt er gleichrangig nebeneinander Probleme der Verteidigungs-, Friedens- und Außenpolitik sowie der innerdeutschen Politik und zeigt die gegenseitige Abhängigkeit dieser Probleme auf.

In einem einleitenden Kapitel definiert er Strategie als einen „Komplex von teils gleichzeitigen, teils einander folgenden politischen Entscheidungen, die insgesamt das gesetzte politische Ziel mittels eines zusammenhängenden Planes verfolgen; dabei richtet sich der Plan auf die Beziehungen zwischen verschiedenen Staaten und kalkuliert deren Verhalten und seine Faktoren im Vorwege ein.“

Das Buch enthält eine umfassende und realistische Analyse unserer Möglichkeiten in der

Deutschlandpolitik. Dabei kommt Schmidt u. a. zu folgenden bemerkenswerten Feststellungen: „In fast allen Staaten Europas besteht an der Wiederherstellung der deutschen Einheit primär kaum irgendein positives Interesse. Vielen Menschen wäre dort wohlher, wenn das deutsche Problem auf die bequemste Weise aus der Welt geschafft würde, nämlich dadurch, daß die Deutschen sich mit dem heutigen Zustand abfinden. Der Gedanke, es im Zentrum Europas mit einem deutschen Staat von 75 Millionen Menschen zu tun zu haben, ist für viele Nachbarn ein Alpdruck... Wer vernünftig ist, kann die Staatlichkeit oder gar die Existenz der DDR nicht leugnen.... Niemand im Bundestag will aber die DDR als einen ausländischen Staat anerkennen.“ Außerdem weist Helmut Schmidt darauf hin, daß es in keinem Staat der Welt eine politische Führungsschicht oder eine öffentliche Meinung gibt, „die sich eine Vereinigung Deutschlands vorstellen will, die über die gegenwärtigen Grenzen der BRD und der DDR hinausginge“. Der Autor wendet sich entschieden gegen alle Politiker, die trotz dieser Situation weiterhin Illusionen über die Möglichkeiten einer Wiedervereinigung verbreiten; gleichzeitig kritisiert er scharf die bisherige Wiedervereinigungspolitik Bonns, die nach seiner Auffassung „über 20 Jahre hinweg vom Mangel an konkreten Inhalten, von Utopie und von Rechthaberei gekennzeichnet war. Der stellvertretende SPD-Vorsitzende läßt offen, ob er — zumindest teilweise — auch seine eigene Partei in diese Kritik mit einbezieht. Dagegen greift er ganz persönlich und sehr hart *Konrad Adenauer* an, dem er u. a. vorwirft, im Hinblick auf Chancen für die Wiedervereinigung die öffentliche Meinung über sein wahres negatives Urteil „vielfältig getäuscht“ zu haben. Mit der gleichen Schärfe kritisiert Schmidt die mangelnde Flexibilität der SED, die auf Veränderungen der Bonner Deutschlandpolitik bisher nur mit zunehmender Verhärtung des eigenen Standpunktes und Maximalforderungen reagierte.

Der Autor setzt realistische Friedenspolitik mit dem Versuch gleich, „den Frieden durch ständiges Erneuern des Gleichgewichts zwischen möglichen Feinden zu bewahren“. Dabei ist er sich klar darüber, daß (bei Andauern des Gleichgewichts) die Nuklearstrategie der Weltmächte zwar den militärischen Konflikt zwischen ihnen verhindert, keineswegs aber den Krieg an sich. Helmut Schmidt schildert den „technologischen Rüstungswettlauf“ der beiden Supermächte sehr plastisch und erklärt: „All dies mutet an wie Wahnsinn.“ Deshalb kommt der „Erzielung stabilen Gleichgewichts auf niedrigen Rüstungsebenen“ überragende politische Bedeutung zu. Helmut Schmidt fordert, daß die Bundesrepublik sich in internationale Bemühungen um die Rüstungsbegrenzung einschaltet und ins-

besondere „auf dem Wege der Prüfung regionaler Rüstungsbegrenzungsmodelle“ voranschreitet.

Hinsichtlich der Verteidigungspolitik der Bundesrepublik entwickelt der Verteidigungsminister folgende fünf „Grundprinzipien“: 1. das Gleichgewichtsprinzip, 2. das Defensivprinzip, 3. das Prinzip der Bündnistreue, 4. das Prinzip der Verhältnismäßigkeit von Auftrag und Mitteln und 5. das Prinzip des nationalen Sicherheitsinteresses.

Das Buch enthält ein besonderes Kapitel über die „Kardinalprobleme der Bundeswehr“. Im Mittelpunkt stehen für Helmut Schmidt Personalprobleme („katastrophaler Mangel an voll ausgebildeten Führern und Unterführern“), der „Papierkrieg“ innerhalb der Bundeswehr und insbesondere das „Schlüsselproblem“ der Wehrgerechtigkeit. Der Verteidigungsminister ist gegen die Einführung einer Wehrsteuer; er schlägt einen spürbaren finanziellen Ausgleich für die einberufenen Wehrpflichtigen vor. Er schließt die Möglichkeit einer Verkürzung der Grundwehrdienstzeit nicht aus. Abschließend plädiert er für eine „gründliche Prüfung des Wehrsystems“ und hält es für möglich, daß man dabei zu einer Lösung käme, „in der eine kleinere hochmobile ‚Berufsarmee‘ aus Längerdienenden und Berufssoldaten mit einer in der Masse aus kurzfristig Dienenden bestehenden Territorialarmee kombiniert wird“.

Zur Zielsetzung seiner Publikation schreibt Helmut Schmidt in einer Vorbemerkung u. a.: „Ich gebe nicht vor, alle Antworten zu kennen; ich wäre schon froh, den Lesern wenigstens die heutigen Fragestellungen deutlicher gemacht zu haben, als sie gegenwärtig für viele sind.“ Dieses Ziel hat der Autor erreicht. Deshalb ist sein Buch lesenswert. Trotzdem hätten wir uns gewünscht, daß Helmut Schmidt zu den wichtigen politischen Fragen nicht nur Analysen, sondern auch eigene Konzeptionen und Lösungsvorschläge angeboten hätte. Dieser Verpflichtung muß er sich in der praktischen Politik stellen.

Christian Götz

Richard Schlegel

Steckbrief der Wissenschaft

Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1969. 132 S., Bala-cron 16,80 DM.

Richard Schlegel, Professor der Physik, ist in den USA durch seine Publikationen zur Philosophie der Wissenschaft bekannt geworden. Im vorliegenden Buch untersucht er Struktur und Dimensionen der Naturwissenschaften. Ausführlich zeigt er die Grenzen wissenschaftlicher Beschreibung einerseits im

Bereich der Atome, andererseits im Bereich der kosmischen Dimensionen auf. Viele illustrierte Beispiele, insbesondere aus der Atomphysik und der Astronomie, verdeutlichen die Darstellung. Auf das Verhältnis zwischen Naturwissenschaften, Geisteswissenschaften und der Kunst geht er in einem besonderen Kapitel ein. Das Buch ist reich illustriert und kann allen empfohlen werden, die sich über Bereich und Grenzen, Spielregeln und Ziele der exakten Wissenschaften orientieren wollen.

Waldemar Block

Saul Friedländer

Kurt Gerstein oder

Die Zwiespältigkeit des Guten

Deutsch von Jutta und Theodor Knust. Bertelsmann Sachbuchverlag, Gütersloh 1969. 209 S., Ln. 20,— DM.

Kurt Gerstein ist der breiten Öffentlichkeit erst durch *Rolf Hochhuths* Drama „Der Stellvertreter“ bekannt geworden. Er wurde SS-Mann, um in die Todesfabriken der Nationalsozialisten hineinblicken zu können; er wird schuldig, um zu erfahren, was dort geschieht. Sein Wissen gibt er weiter an Diplomaten, Geistliche, Politiker — ohne Erfolg, denn die Todesmaschinerie läuft ungestört mehr als zwei Jahre, und in dieser Zeit erfolgt keine Intervention weder politischer noch militärischer Art aus dem Ausland, obwohl beides möglich gewesen wäre.

Saul Friedländer, dessen Buch „Pius XII. und das 3. Reich“ Hochhuths Thesen im wesentlichen bestätigt hat, versucht die Zwiespältigkeit Kurt Gersteins zu erklären, war er doch „ein Deutscher wie viele andere“, geneigt, *Hitler* zuzustimmen. Warum gerade er keine Ruhe gibt, bis er die Tatsachen über die Naziverbrechen kennt — vielleicht erklärt es sich wirklich aus der „Zwiespältigkeit des Guten“, das Gerstein nicht mehr losließ?

Das Verdienst des Buches liegt in der gründlichen Beschreibung von Gersteins Werdegang, der einem preußisch-nationalistischen Elternhaus entstammte, in dem es nur geringe religiöse Bindungen gab. Gerade diese aber führen Gerstein zur aktiven Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus und bewegen ihn, sich das Wissen um die Naziverbrechen zu verschaffen und es zu nützen, um zur Rettung der Juden beizutragen — fast erfolglos.

Friedländer zeichnet dieses Bild auf dem politischen Hintergrund des Handels der westlichen Länder um die Aufnahme der von der Ausrottung bedrohten Juden. England, die USA, die Schweiz, sie alle wehren sich dagegen, die Juden aufzunehmen, oft mit Begründungen, die nicht zu verstehen sind.

Gersteins Schicksal führt ihn nach dem Kriege in die Gefängnisse der Alliierten, wo er Aufzeichnungen über seine Erlebnisse anfertigt. In französischem Gewahrsam begeht er — schwer krank und enttäuscht von einer Welt, die seine Tat nicht begreifen will — Selbstmord. „Das wahre Drama Gersteins“, schreibt Friedländer (S. 196), „war die Einsamkeit seines Handelns. Das Schweigen und die völlige Passivität der Deutschen, das Ausbleiben jeder Reaktion bei den Alliierten und den Neutralen, ja des gesamten christlichen Abendlandes gegenüber der Vernichtung der Juden verleihen der Rolle Gersteins erst die wahre Bedeutung: Sein Rufen blieb ohne Widerhall, seine Hingabe war einsam, sein Opfer erschien deshalb ‚unnützlich‘ und wurde zur ‚Schuld‘.“

Anne-Marie Fabian

Jens Kruuse

Oradour

Aus dem Dänischen von Steen Schröder. Edition Suhrkamp 327. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1969. 192 S., kart. 3,— DM.

Jens Kruuse, 1908 geborener dänischer Schriftsteller, hat das Schicksal von Oradour, dem am 10. Juni 1944 von der SS ausgerotteten französischen Dorf, nicht nur nachgezeichnet, sondern nacherlebt. Der mittelfranzösische Flecken, am Tage der Ausrottung von knapp 700 Menschen bevölkert, erhebt vor uns: friedlich, still, abseits des Krieges fast. Die Einwohner gehen ihren gewohnten Tätigkeiten als Bauer, Kaufmann, Handwerker, Arzt, Lehrer, Bürgermeister usw. nach: man ist zwar beunruhigt über die deutschen Soldaten und SS-Leute, die nach der Invasion der Alliierten am 6. Juni 1944 ängstlicher und nervöser geworden sind, aber das ist mehr ein allgemeines Gefühl, aus dem keine besonderen Konsequenzen gezogen werden: „Friede herrschte im Ort“.

Am 10. Juni 1944 kam eine Kompanie SS-Leute nach Oradour. Sie erschossen und verbrannten die männliche Bevölkerung des Dorfes und sie erschossen und verbrannten seine Frauen und Kinder, sie plünderten das Dorf und brannten es dann völlig nieder, sie trieben die Menschen, die auf den Feldern arbeiteten und die in den kleinen Häusergruppen außerhalb des Dorfes oder in abseitsliegenden Höfen wohnten, zusammen und erschossen sie und verbrannten sie und brannten ihre Häuser nieder.

Es war die 3. Kompanie des 1. Bataillons des Regiments „Der Führer“, welches zur SS-Panzerdivision „Das Reich“ gehörte. Die Division war auf dem Weg in die Normandie. Warum geschah das? Als Abschreckung der Bevölkerung, die im Maquis den deutschen Truppen den Weg in die Normandie stört?

In einer Generalstabsmeldung steht: „Die Moral der Truppe ist durch Oradour verbessert.“ (S. 102)

Nach dem Krieg verhaftet man die Mittäter, deren man habhaft werden kann. Die elsässische Vereinigung der Deserteure, Geflohenen und zwangsweise Ausgehobenen (ADEIF) übernimmt die Verteidigung. Wir wissen kaum etwas von dem Streit, der Frankreich damals angesichts des Prozesses und der Urteile spaltete: Auf der einen Seite empörte man sich, daß nur zwei Todesurteile verhängt worden waren, auf der anderen Seite rief man, daß es nun keine Gemeinsamkeit mehr zwischen Frankreich und dem Elsaß gäbe, das fünf Jahre lang unterjocht gewesen war. Das Parlament beschloß ein Amnestiegesetz; die Elsässer unter den Verurteilten wurden freigelassen. Langsam geriet das Ereignis in Vergessenheit — wenn auch nicht in Oradour.

In einer Nachschrift zur deutschen Ausgabe, die zum 25. Jahrestag von Oradour erschien, sagt Kruuse, daß wir die Tatsache nicht übergehen können, „die in allem Wahnsinn und aller Ungewißheit wie ein kantiges, lästiges und unausrottbares Ding, wie ein Eisblock liegt, den unsere Tränen nicht aufzutauen vermögen, nämlich: daß dies immerhin in deutschen Uniformen geschah“. (S. 179 f.)

In diesem Buch wird einmal mehr die spezifisch deutsche Methode, sogenannte Feinde unschädlich zu machen, minuziös beschrieben: Die Konsequenz, das Serielle, die Präzision und die Schnelligkeit, mit der man handelt und zum Handeln antreibt. *Anne-Marie Fabian*

Michel Peissel

Das verbotene Königreich im Himalaja

Abenteuerliche Expedition in eine mystische Hochkultur zwischen Indien und China. Safari Verlag, Berlin 1968. 238 S., Ln. 19,80 DM.

Die weißen Flecke auf der Landkarte unserer Erde werden weniger, aber noch immer gibt es für junge Forscher, die von Fernweh und Entdeckerdrang geplagt durch die Welt ziehen, Gebiete, die niemals oder kaum ein Mann aus dem Westen betreten und durchforscht hat.

Für Michel Peissel, der bereits im Dschungel von Yukatán unbekanntes Maya-Ruinen entdeckte, war ein solcher Fleck auf der Landkarte ein Gebiet der nordhimalajischen Trokenregion, heute als Distrikt Mustang ein wenn auch entlegener Teil des Königreichs Nepal.

Seit der Besetzung der tibetischen Südgrenze durch chinesische Truppen sah man sich in Kathmandu genötigt, den Norden Nepals und besonders Mustang, mit seiner offenen Grenze nach Tibet hin, für Ausländer zu sperren. Es

war also schon eine Sensation, daß Peissel 1964 die Sondererlaubnis zum Betreten Mustangs erhielt. Das wissenschaftlich Bedeutsame aber war, daß er wohl als erster Weißer Informationen über die materielle Kultur und Geschichte Mustangs zusammentrug und, wenigstens teilweise, in der englischen Ausgabe seines Buches veröffentlichte. Mustang ist nämlich nicht schlechthin ein Distrikt Nepals, sondern hat noch heute eine Art Regionalautonomie, die sich sowohl ethnisch wie historisch erklären läßt. Das tibetische Königreich Lo (heute der nördliche Teil des Distrikts) besitzt bis auf den heutigen Tag eine ununterbrochene Kette eigener Könige, die, obwohl Vasallen von Kathmandu, recht selbstsichere Feudalherren sind.

Peissels Reise nach Mustang war abenteuerlich und beschwerlich, wie alle Reisen in Nepal. Sein Bericht zeugt von Enthusiasmus und Forscherdrang. Bedauerlich ist, daß die deutsche Übersetzung entscheidende Passagen, die über die materielle Kultur und vor allem über Details der Geschichte Mustangs berichten (die Peissel tatsächlich als erster ans Licht brachte), ausläßt. So findet die interessante Frage, warum ein ethnisch und geographisch klar zu Tibet gehöriger Staat Vasall von Kathmandu wurde, keine Berücksichtigung in der deutschen Übersetzung. Und auch der deutsche Titel — im englischen Original "Mustang, a Lost Tibetan Kingdom" — wird dem Buch nicht gerecht. Der Rezensent, der vier Jahre nach Peis¹ sei selbst Untersuchungen in Mustang durchführte, bedauert, daß der wissenschaftliche Wert von Peissels Buch zugunsten eines bloßen Abenteuerberichts beschnitten wurde.

Dr. Wolf Donner

Wolfgang Kellner

Der moderne soziale Konflikt

Seine Ursache und seine Überwindung im Betrieb. Zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage. Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart 1968. 337 S., Ln. 44,— DM.

Warum muß ein Werk, das Ursachen und Überwindung des sozialen Konflikts im modernen Betrieb gewidmet ist, ausholen bis Sparta und den preußischen Ordensstaat, wenn sein wesentlicher Teil in einem Referat der vom Verfasser unternommenen Betriebsuntersuchungen und -beratungen besteht, wenn die daraus gewonnenen Einsichten keineswegs universalhistorisch oder kulturkritisch verarbeitet werden? Ist auf diese Frage, will man nicht Spekulationen über Soziologie und Psychologie der Forschung anstellen, schlechterdings keine Antwort zu finden, so fällt die Antwort auf zwei weitere Fragen, welche die Lektüre aufdrängt, wesentlich leichter; die Fragen nämlich, was ein breites Referat über Entstehung und Aufgabe der Betriebssoziolo-

gie und eines über — angeblich — gescheiterte Lösungsversuche des sozialen Konflikts die Aufnahme in das Buch dem Verfasser so zwingend erscheinen ließen.

Das Kapitel über die Betriebssoziologie, das nicht die geringste Anstrengung unternimmt, die von ihr freilich genährte Verquickung mit betrieblicher Sozialpolitik zu lösen, führt immerhin zu der theoretischen Unterscheidung von Leitbild und Menschenbild. Kellner ist skeptisch gegen die Rezeption der Rollentheorie in der deutschen Soziologie — eine Skepsis, die der Rezensent durchaus teilt —, erklärt jedoch das Leitbild als Selbstdeutung der Rolle durch das Individuum und das Menschenbild als Fremddeutung seiner Rolle durch die anderen. Diesem theoretischen Ansatz, Menschen- und Leitbild von Unternehmern, Arbeitern und Angestellten gegenüberzustellen, werden Kellners Ausführungen indes nicht gerecht, münden vielmehr in der Apologie des Unternehmers und der schlichten Einsicht, daß Arbeitnehmer so schlecht, d. h. faul und nur an der Lohntüte interessiert, nicht sind, wie ein vermeintliches Menschenbild wahrhaben will.

Unter der Hand wird dabei der methodische Ansatz insofern verschoben, als bei den Unternehmern publizierte Biographien, bei den Arbeitnehmern die eigenen weitaus aktuelleren und, das sei ausdrücklich betont, lesens- und beachtenswerten Erfahrungen des Autors zugrunde liegen. Zwar weist er ausdrücklich auf die Bedeutung informeller Gruppen und Führer hin, doch erweist sich seine spezielle Akzentuierung der Rollentheorie als weniger fruchtbar als die sonst vorherrschende, in der „Rolle“ ihr Korrelat in „Status“ hat. Aber da trotz aller Kritik an der Betriebsorganisation des Verfassers Credo bleibt, daß kein größerer Betrieb auf abgestufte Hierarchie, auf Befehlende und Ausführende verzichten kann, fehlt ihm wohl das Sensorium auch für eine nur theoretisch saubere Durchdringung der Probleme.

Die Antwort auf die Frage, was ihn wohl zu dem Referat über gescheiterte Lösungsversuche verleitete, liegt auf der Hand. Indem Produktivgenossenschaft wie Mitbestimmung kurzerhand als gescheitert bezeichnet werden, obwohl die Erfahrungen mit immerhin schon sechzig Jahre alten Kibbuzim eine solche Aussage ebensowenig rechtfertigen wie die wesentlich jüngeren mit der Mitbestimmung, soll Kellners Lösung des sozialen Konflikts so recht zur Geltung kommen. Mit geradezu entwaffnender Naivität wird sie in den Worten des preußischen Exerzierreglements charakterisiert: „Die höheren Führer sollen nicht mehr befehlen, als von ihnen befohlen werden muß. Sie haben sich jedem Eingehen in Einzelheiten zu enthalten.“ Das übrige tut dann der Appell an die christliche Ethik.

Hermann Meier-Cronmeyer